

HEFTE FÜR OSTASIATISCHE LITERATUR

Begründet von Wolf Baus, Volker Klöpsch,
Wolfgang Schamoni und Roland Schneider

Nr. 70 / Mai 2021

Titelbild: Illustration von Olbee (Künstlername der Tochter von Liao Hung-chi 廖鴻基) zur Originalausgabe von »Meereskinder« (海童 Hai-t'ung, Taipeh: Verlag Unique-route 有鹿, 2016), der die hier publizierten Kurzgeschichten entstammen. Das Zitat auf der Titelseite ist der Erzählung »Rückkehr« entnommen.

Redaktionsanschriften:

Hans Kühner (China), Institut für Sinologie, Ludwig-Maximilians-Universität München, Kaulbachstraße 51a, 80539 München (hfk@posteo.de)

Thorsten Traulsen (Korea), Robertstr. 47a, 44809 Bochum (Thorsten.Traulsen@rub.de)

Asa-Bettina Wuthenow (Japan), Universität Heidelberg, CATS, Institut für Japanologie, Gebäude 4120, 2. OG, Voßstr. 2, 69115 Heidelberg (asa-bettina.wuthenow@zo.uni-heidelberg.de)

HEFTE FÜR OSTASIATISCHE LITERATUR

Nr. 70 / Mai 2021

herausgegeben von

Hans Kühner Thorsten Traulsen
Asa-Bettina Wuthenow

Ständige Mitarbeiter:

Wolf Baus
Lutz Bieg
Thilo Diefenbach
Rebecca Ehrenwirth

Hans Peter Hoffmann
Volker Klöpsch
Eduard Klopfenstein
Wolfgang Schamoni

Bei der Wiedergabe chinesischer Namen und Begriffe findet die Pinyin-Lautschrift Anwendung. Im japanischen Bereich wird die Hepburn-Umschrift verwendet und für das Koreanische das McCune-Reischauer-System. Namen werden grundsätzlich in ostasiatischer Reihenfolge genannt (Familienname, Vorname). Ausnahmen nur in Zitaten, Buchtiteln etc., wenn die anderslautende Schreibung vorgegeben ist.

Bestellungen über jede Buchhandlung oder direkt beim
IUDICIUM Verlag GmbH, 81377 München, Dauthendeystr. 2
E-Mail-Adresse: info@iudicium.de

Einzelheft: € 16,— (zzgl. Porto)

Jahresabonnement (= 2 Hefte): Inland € 25,50 · EU-Länder (Priority) € 30,— (incl. Porto und ges. MwSt.) · Nicht EU-Länder (Priority) € 30,— (incl. Porto, netto).

Kündigungen sind bis 6 Wochen vor Jahresende möglich.

Es gilt die Anzeigenpreisliste Nr. 11 vom 08.10.2019.

Das aktuelle Japanprogramm des IUDICIUM Verlags ist im Internet abrufbar unter der Adresse:

<http://www.iudicium.de>

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISSN 0933-8721

Bd. 70: ISBN 978-3-86205-702-3

© Das Copyright für sämtliche Übersetzungen und Beiträge liegt bei den Übersetzern und Autoren, alle anderen Rechte bei den Herausgebern.
Serienlayout (ab Heft 7): Heidi Neuer, Traunstein

VORBEMERKUNG

Dem Frühlingsbeginn gleich mit leichter Verspätung freuen wir uns, den Leserinnen und Lesern der HEFTE eine prallvolle Mai-Ausgabe präsentieren zu können. Und nicht nur das: die HEFTE gehen in ihre siebzigste Ausgabe, ihr achtunddreißigstes Jahr und nähern sich ihrer vierten Dekade! Das ist auch Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, sowie Ihrem anhaltenden Interesse an den Literaturen Ostasiens zu verdanken. Asa-Bettina Wuthenow, die seit Mai 1995 als Ständige Mitarbeiterin und seit November 2000 als Mitherausgeberin dabei ist, hat dieses Jubiläum zum Anlass genommen, in ihrem hier enthaltenen Essay Ursprung und Geschichte der HEFTE aus der japanologischen Perspektive nachzuzeichnen, inklusive einer farbigen Rückschau auf die Umschlaggestaltung.

Auch in dieser Ausgabe sind wir dank der zahlreich eingereichten Beiträge sowie der Großzügigkeit des Verlages bezüglich des Seitenumfanges in der Lage, einen Band voll gespickt mit Prosa und Lyrik, Essays und Rezensionen, sowie – endlich wieder mit an Bord – den aktualisierten Bibliographien zu China, Japan und Korea zu präsentieren. Erstere war bereits zweimal verschoben worden, so dass sie nun zur hier vorliegenden stattlichen Länge aufgelaufen ist. Und auch letztere bedarf eines dringenden Updates, nicht nur, da dies bereits einige Ausgaben zurückliegt, sondern auch, da koreanische Literatur in den letzten Jahren deutlich an Sichtbarkeit auf dem deutschsprachigen Buchmarkt zugenommen hat. Dazu liefern wir das Register der Ausgaben 61–70, wie es bei runden Jubiläumsausgaben die Regel ist. Ein Gesamtregister der Ausgaben 1–70 findet sich auf der Seite des Verlages (www.iudicium.de).

Den Anfang des Übersetzungsteils machen die sieben Miniaturen *Meereskinder* des taiwanesischen Autoren Liao Hung-chi, der selbst in der Hochseefischerei tätig war. In ihnen erzählt er vom Meer als Ort der Tiefen und Untiefen, der Sehnsucht und des Schreckens, der Begegnung und der Einsamkeit.

Von Sehnsucht und Schrecken, Begegnung und Einsamkeit berichtet auch der nächste Beitrag, jedoch nicht denen des Meeres, sondern – der Ehe! In ihrem öffentlichen und autobiografischen *Brief an jemanden, der einmal mein Mann war* lotet die Autorin Xiao Sa mit distanzierter Sachlichkeit ihre Gefühle und Gedanken nach der Trennung von ihrem Ehemann aus, nachdem herausgekommen war, dass dieser sie betrog.

Von der Kehrseite des ›Herauskommens‹, vom Nervenkitzel des ›Verbergens‹, hingegen berichtet uns Tanizaki Jun'ichirō in *Das Geheimnis*. Sein Ich-Erzähler – welche andere Erzählperspektive wäre zur Darstellung von Lüge und Geheimnis so geeignet! – erliegt dem selbstgewählten Reiz des Verborgenen gleich doppelt – doch ist er diesem Reiz am Ende gewachsen?

Auch der koreanische Autor Kim Kyung-uk scheint fasziniert von der Möglichkeit der kleinen Gelegenheitslüge uns auf Wege zu führen, von denen es zunehmend kein Zurück mehr gibt, einem Motiv, das er bereits unlängst in *Spray* (HOL Nr. 67) durchgespielt hat. In der hier enthaltenen Erzählung *Von Schafen erzählt* nimmt der koreanische Ich-Erzähler die ihm angebotene Gelegenheit, äußerlich und sprachlich in Korea als Japaner durchzugehen, zunächst willig und amüsiert an, nicht ahnend, in welche Verlegenheit sie ihn bringen wird.

Den Abschluss des Übersetzungsteils bilden Gedichte aus dem modernen Japan und dem mittelalterlichen China. Während Miyazawa Kenji *Dem Regen trotzen* möchte, führt uns der Song-zeitliche Dichter Su Shi in einer Auswahl vornehmlich früher Gedichte an *Orte, die der Mensch berührt hat*.

Auch im Rezensionsteil dieser Jubiläumsausgabe können wir mit Faszinierendem und Erhellendem aufwarten. Volker Klöpsch weiß Thomas Höllmanns Anthologie politischer Gedichte aus dem alten China fachkundig zu kommentieren, während Frank Kraushaar der Übersetzung der langen und kurzen Balladen des taiwanesischen Gegenwartslyrikers Yang Mu sprachlich Vieles abgewinnen kann. Abschließend schildert uns Lisette Gebhardt Nachdenkliches in ihrer Vorstellung der Briefe der Japanerin Mutsuko Ayano, die Anfang der Achtziger Jahre als Germanistikstudentin in Trier einem Gewaltverbrechen zum Opfer fiel.

Wir hoffen, Ihnen auch mit dieser Ausgabe wieder ein lohnenswertes und abwechslungsreiches Leseerlebnis beschere zu können – ein Leseerlebnis, das Sie über den Sommer trägt und dabei Ihre Vorfreude auf die nächste Ausgabe schürt. Und nicht zuletzt hoffen wir, dass der Frühling mit Auslieferung dieser Mai-Ausgabe endgültig einziehen möge.

Die Herausgeber

INHALT

ÜBERSETZUNGEN

- Liao Hung-chi:** Meereskinder
(*Aus dem taiwanischen Mandarin von Thilo Diefenbach*) 9
- Xiao Sa:** Brief an jemanden, der einmal mein Mann war
(*Aus dem Chinesischen von Katharina Markgraf*) 27
- Tanizaki Jun'ichirō:** Das Geheimnis
(*Aus dem Japanischen von Yukiko Luginbühl*) 44
- Kim Kyong-uk:** Von Schafen erzählt
(*Aus dem Koreanischen von Ben Kotaro Groß, Elif Koc, Stefanie Marquardt, Ziheng Peng, Anja Schmidt, Lydia Wenig, Viktoria Wolf, Danbi Yun, Hanju Yang und Dennis Würthner*) 66
- Tanikawa Shuntarō:** Sinnieren – Über Erziehung – Prämissen
(*Aus dem Japanischen von Robin Weichert*) 85
- Miyazawa Kenji:** Dem Regen trotzen
(*Aus dem Japanischen von Irmela Hijiya-Kirschnereit*) 96
- Su Shi:** »Orte, die der Mensch berührt hat.« Eine Auswahl vornehmlich früher Gedichte
(*Aus dem Chinesischen von Volker Klöpsch*) 99

REZENSIONEN

- Volker Klöpsch:** Thomas Höllmann: *Abscheu. Politische Gedichte aus dem alten China* 113
- Frank Kraushaar:** Yang Mu: *Lange und kurze Balladen. Gedichte chinesisch-deutsch* (übersetzt und herausgegeben von Susanne Hornfeck, Wang Jue) 121

Lisette Gebhardt: Hilaria Gössmann und Maren Haufs-Brusberg
(Hrsg.): »Als hättest du ein Stück Japan eingepackt«. *Briefe
von Ayano Mutsuko aus ihrer Studienzeit in Deutschland* 125

ESSAY

Asa-Bettina Wuthenow: Die Literaturen Ostasiens in deutscher
Übersetzung – Vier Dekaden *Hefte für Ostasiatische Literatur* 129

INFORMATIONEN

Nachrichten zur Literatur aus China · Nachrichten zur Literatur aus
Japan · Neue deutschsprachige Veröffentlichungen zur Literatur aus
China · Neue deutschsprachige Veröffentlichungen zur Literatur aus
Japan · Neue deutschsprachige Veröffentlichungen zur Literatur aus
Korea · Register der »Hefte« 61 bis 70 142

Manuskripttrichtlinien 211

Liao Hung-chi
Meereskinder

Ozeandampfer

Nachtfahrt auf dem Ozeandampfer. Noch vor Tagesanbruch stehst du besonders zeitig auf und begibst du dich aufs oberste Deck, um dir den Sonnenaufgang anzusehen.

Unzählige Sterne flirren und flackern vor dem noch tiefschwarzen Hintergrund des Himmels.

Zu deiner Überraschung war jemand noch früher auf den Beinen als du selbst.

Auf der nach Osten gewandten Seite des Sonnendecks steht ein Mann, der die Reling mit beiden Händen fest umklammert. In beinahe herrischer Weise nimmt er den Platz in Beschlag, von dem aus der Sonnenaufgang am besten zu beobachten sein wird.

Von durchschnittlichem Körperbau, steht er kerzengerade da. Die langen Haare fallen über seine Schultern, er trägt ein sehr weites, halblanges Hemd dunkler Färbung sowie leichte Stoffschuhe mit Gummisohle, wie man sie zum Kungfu-Training trägt. Jeder Windstoß bläht sein Hemd auf und lässt seinen langen Spitzbart im trübgelben Licht der Schiffsbeleuchtung wehen.

Anhand seiner Statur und Bekleidung erkennst du intuitiv, dass es sich bei diesem älteren Herrn um einen durchtrainierten Faust- oder Schwertkämpfer handeln muss.

Du stellst dich neben ihn an die Reling, fast Schulter an Schulter, wünschst ihm einen guten Morgen und musterst ihn verstohlen aus dem Augenwinkel.

Er erwidert deinen Gruß kurz, mit dem gebotenen Mindestmaß an Höflichkeit; dabei umfasst er noch immer fest die Reling, ohne den Kopf zur Seite zu wenden.

Mit der Deckbeleuchtung im Rücken und bei dem feinen Vordeinem Ge-

sicht durch die Luft wabernden Nebel ist es dir unmöglich, seine Mimik zu erkennen. Aber du nimmst seine ehrfurchtgebietende, fast einschüchternde Aura wahr. Er ist offenbar doch nicht so alt, wie du ursprünglich angenommen hattest.

Kurz vor Tagesanbruch kippt die Dunkelheit sehr schnell ins Helle, auf der Meeresoberfläche und am Himmel zerreißen nach und nach Nähte aus Licht; die Umriss der Wolken zeichnen sich immer deutlicher ab, auf den längsseitigen Wellen wuchern Furchen und Falten.

Nebeneinander steht ihr an der Reling, während sich die Wasserlandschaft immer weiter aufhellt.

Meer und Himmel greifen ineinander über, schichten sich und schwingen auf jede erdenkliche Weise.

Die Wellen senken und erheben sich, klettern hoch zu den farbig schillernden Wolken, so als breiteten die Götter des Himmels und des Meeres ihre Arme aus; im Nu ist die Szenerie des Sonnenaufgangs über dem Meer voll entfaltet.

Der zarte Morgennebel schwebt immer noch über den Wassern, zögernd – bald wird er sich auflösen, aber jetzt noch nicht.

Abgesehen von dem gedämpften Motorengeräusch ist es vollkommen still.

Brise um Brise streicht der Morgenwind die Bordwand empor, euch, die ihr immer noch bewegungslos dasteht, direkt ins Gesicht.

Nun nehmen die ersten Strahlen der Morgensonne zunächst eine spitz zulaufende Form an, um dann ganz plötzlich aufzufächern, so dass sich vom fernsten Osten her in Sekundenbruchteilen ein Lichtstapel über euer Schiff legt.

Dabei wird der Platz, an dem ihr steht, als erstes beschienen, da er sich ganz oben auf dem Schiff befindet.

Es ist, als hebe sich der Vorhang, und ein starker Scheinwerfer richte sich auf eure einsame, erhöhte Bühne.

In diesem Moment gibt der Langbärtige neben dir plötzlich eine Reihe von Lauten von sich, die nach Brustkasten ebenso wie nach Kehle klingen: »Gurrru... hurrru... burrru...«

Der Klangprolog nimmt kein Ende.

Er gehorcht einem bestimmten Muster: auf zwei tiefe Töne folgt ein hoher, wie bei der Frequenzlinie eines Elektrokardiogramms.

Unangenehm ist es nicht, aber als wohlklingend kann man es auch nicht gerade bezeichnen.

Die unaufhörliche Abfolge von Geräuschen lässt das Licht, das

sich bislang unablässig um das Schiff herum bewegte, sehr bald erstarren.

Der Langbärtige steht immer noch kerzengerade an der Reling, beschienen von der Morgensonne; er blickt von oben aufs Meer herab, nach wie vor gurrend, summend, schnurrend, brummend.

Obwohl er direkt neben dir steht, scheinen die Laute, die der Langbärtige immer wieder von sich gibt, nicht aus nächster Nähe zu kommen, sondern aus einer melodischen Ferne.

Du bemerkst außerdem, dass die von ihm vorgetragene Tonfolge in irgendeinem Winkel deines Gehirns eine Klangerinnerung weckt, die sofort mit jener harmoniert.

Es war damals irgendwo tief in menschenleeren Bergen, bei Tagesanbruch oder bei Dämmerung, jedenfalls genau an der Schwelle der Nacht, und du hörtest, wie zahllose hochsensible Lebewesen genau in dem Moment, als das Licht umschlug, zu zirpen, rufen und schlagen begannen.

Dies geschah wohl nicht unbedingt deswegen, weil die plötzliche Veränderung der Szenerie die irgendwo in ihrem Innern verborgenen Erinnerungen an Freud und Leid eines früheren Lebens weckte – vielleicht gab es zwischen ihnen allen einfach nur eine geheime Übereinkunft, in solchen Momenten gemeinsam zu singen.

Und so erhält die milde, stetige Tonfolge gewissermaßen eine Antwort; zusammen bilden beide einen ruhig pulsierenden Klangstrom, der den beginnenden Morgen erklimmt und der fortwährend, von ferne ebenso wie vom höchsten Punkt des Schiffes, in das Meer eintaucht und sich darauf treiben lässt.

Dreißig Grad links vor dem Schiff, in etwa fünfzig Metern Entfernung – als du den Kopf etwas bewegst, siehst du einen schneeweißen Gischtwirbel.

Aha, ein Fächerfisch, der immer wieder geschmeidig aus dem Wasser springt.

Rechts, in einem Winkel von etwa sechzig Grad vor dem Schiff, etwa hundert Meter entfernt, spritzt es an drei oder vier Stellen, offenbar eine Gruppe von Streifenbonitos.

Und dann, direkt voraus, eine Reihe von großen Fontänen, nacheinander wie sanft plätschernder Applaus, ein großer Schwarm von Grünblaufisken.

Gurru... hurrru... burrru... wellenartig klingt es immerzu fort, während der Ozean unentwegt seine Kreise zieht.

Fast scheint es sich bei diesen Klängen um einen Aufruf zum Appell zu

handeln – überall um das Schiff herum spritzt und schäumt es jetzt vor lauter springenden Fischen, als wohne den Tönen eine besonders starke Energie inne.

Die Zeit steht still. Die See ringsum gerät unter sich permanent weiterwindenden Lauten immer stärker in Bewegung, in größeren und kleineren Gruppen springen die Fische in die Höhe und lassen sich mit einer Drehung zurückfallen, während dieses Tagesanbruchs, als die Zeit für einen Augenblick stillsteht.

Das Meer, sein innerstes Wesen, hält diesen Moment fest, und errichtet die sich nun vor dem Schiff hinstreckende Wasserbühne mit dem steten Auf und Ab.

Du fährst schon viele Jahre zur See, aber einen solch hochgestimmten, lebendigen Ozean hast du noch nie zu Gesicht bekommen. Dein Herz und deine Ausrufe der Überraschung passen sich dem Rhythmus und der Melodie der Klänge an, und ebenso den Fischen, die ein ums andere Mal in den Wogen auftauchen und wieder verschwinden.

Man vergisst Raum und Zeit, und sogar sich selbst.

Niemand weiß, wie lange dieses Hochgefühl andauerte.

Irgendwann ist die Kette der gurrenden, summenden Laute abgebrochen, so als sei man aus einem Traum aufgewacht.

Das morgendliche Licht strömt nun in einem stumpferen Winkel heran.

Das turbulente, feurige Schauspiel auf dem Wasser beruhigt sich langsam wieder, wie ein Suppenkessel, den man vom Ofen heruntergenommen hat.

Nun ist es taghell.

Der Langhaarige, Langbärtige, der neben dir stand, muss irgendwann verschwunden sein, ohne dass du es bemerkt hast.

Du drehst dich suchend um, aber auf dem ganzen Deck ist niemand außer dir selbst.

Du gehst sofort zur Treppe und eilst mehrere Decks abwärts, holst ihn aber nicht ein.

An den folgenden Tagen der Fahrt – egal ob morgens oder abends, egal ob an Bord des Schiffes oder während der Landgänge – begegnest du dem Langhaarigen, Langbärtigen kein einziges Mal mehr.

Rückkehr

Ihr beiden versteht euch so gut, dass ihr oft scherzt: »Egal wer von uns beiden zuerst geht, der andere wird in jedem Fall sofort alle Spuren seines irdischen Lebens unter die Erde bringen.«

Tatsächlich habt ihr nach langem Überlegen schon mehrere Methoden erdacht, mit denen man den jeweils anderen spurlos verschwinden lassen kann.

Aber im Laufe des Lebens häuft man viele überflüssige Dinge an und lässt an zahllosen Orten etwas von sich zurück – spurlos verschwinden ist also gar nicht so leicht.

Eines Tages sagt er plötzlich zu dir: »Lass uns mal ein bisschen auf dem Meer spazierenfahren.«

Seine Stimme klingt anders als sonst.

»Hier ist es gut«, sagt er zu dir, und du stoppst das Boot.

Ganz alleine auf dem Meer, weit weg von der Küste, von der Stadt, von allen anderen Menschen.

Um euch der Ozean, über euch der wolkenlose Himmel, unter euch Wasser, tausende Meter tief.

Er sieht sich um: »Dies ist ein sehr reiches, fruchtbares Meer. Fühlst du es auch?«

»Ja«, sagst du nickend.

Ihr spürt, wie der kraftvolle, lebensspendende Puls einer anderen Welt sanft gegen die Bordwand schlägt, stetig wie ein Herzschlag.

Die rhythmischen Stöße verursachen ein leises Plätschern, die seitlich auftreffenden Wellen lassen das Boot konstant erzittern.

Dieses regelmäßige Zittern durchströmt eure Fußsohlen, klettert eure Unterschenkel hinauf, eure Oberschenkel, die Hüfte und das Rückgrat, bis es in eure Brust dringt.

Dann starrt er dich eine ganze Weile an – ernst, aufmerksam, aber auch mit einer gewissen Unsicherheit.

In seinen Augen entdeckst du eine tiefsitzende Leere.

Er dreht sich noch einmal um und schaut in die Ferne, wo sich die Gebirgszüge gegen den Horizont abzeichnen.

Du begreifst: Es ist so weit.

Sein Gesicht ist völlig ausdruckslos, kein Abschiedsschmerz in seinen Augen.

Er blickt auf zum Himmel, dann wieder aufs Meer hinaus, und zuletzt schließt er die Augen.

Du hilfst ihm dabei, sich aller Kleidungsstücke zu entledigen, und als er vollkommen nackt ist, hilfst du ihm vorsichtig dabei, ins Wasser zu steigen.

Noch stützt deine Hand ihn etwas, aber das Meer greift ungeduldig nach ihm, so dass er schon bald halb versunken ist.

Jetzt ist schon sein Gesicht zur Hälfte vom Wasser bedeckt.

Auch wenn dein Entschluss bereits feststeht, so zögerst du doch noch ein, zwei Sekunden, bevor du deinen Griff endgültig lockerst.

Beide Arme weit von sich gestreckt, Handflächen nach oben, Beine eng zusammengepresst, Knie leicht angezogen – so sinkt er langsam abwärts.

Du weißt: Irgendwo in der Tiefe wird er sich niederlegen und damit zurückkehren in das ewige Urbett.

Gleichgewicht

Der junge Fischer – er behauptet, die sogenannten »Stachelnetze« hätten eigentlich gar keine richtigen Stacheln und seien auch gar nicht so schädlich, weil sie die Bestände nicht überfischten – er fängt jedes Mal, wenn er mit seinem »Flachstachelnetz« loszieht, mindestens zwanzig Breitkopf-Hartschalenkrebse.

Die Krebse wirken sehr robust, kräftig und standfest. Manchmal erheben zwei von ihnen die mächtigen Scheren, die mit stählernen Zähnen ausgestattet zu sein scheinen. Diese Tiere sind bössartig und sehr kampflustig.

Das weiß auch der junge Fischer, trotzdem verfährt er anders als seine Kameraden – er bindet den Krebsen weder die Scheren zusammen, noch sperrt er sie in Käfige. Stattdessen stapelt er sie aufeinander, auf einem Porzellanteller, was an Pyramidenformationen von Turnern erinnert.

Das Ganze sieht ein wenig aus wie ein aus zwei Dutzend grünbraunen Dampfbrötchen errichtetes Dreieck.

Die Krebse in der untersten Reihe der Pyramide sind gerade noch dazu imstande, ab und zu auf der Stelle zu treten, aber weil der Porzellanteller sehr glatt ist und das Gewicht der über ihnen aufgestapelten Krebse sie nach unten drückt, fehlt ihnen die Kraft, aggressiv vorwärtszustürmen.

Als ich mich der Krebspyramide nähere, höre ich ein ganz sanftes Kratzgeräusch, da die Krebse ganz unten in der Pyramide ständig mit ihren Beinen über den Teller scharren.

Auf ihren Beinen und Scheren sprießen dicke, spitze, harte Härchen. Die übereinandergeschichteten Krebse scheinen förmlich aneinander zu kleben, als hätte man sie mit Klettverschlüssen befestigt, so dass die Pyramide zu keinem Zeitpunkt aus der Form gerät.

Als ich einen Finger ausstrecke und ihn vor der Pyramide hin und her bewege, strecken die Tiere reaktionsschnell ihre stahlzahnbewehrten Scheren in Richtung meines Fingers aus und schnappen mit lautem Klacken danach.

Dadurch gerät die Pyramide in Bewegung und scheint zusammenzubrechen, immer wieder schwingt sie vor und zurück; es sieht aus wie »La Ola« in der Senkrechten.

Die Formation wackelt, schwankt, zittert ohne Unterlass, aber in der Mitte des Porzellantellers scheint sich ein starkes, stabilisierendes Kraftfeld zu befinden, so dass die Pyramide letztlich nicht zusammenbricht.

Ich drehe mich um und lächle neugierig den jungen Fischer an, der mit gesenktem Kopf daran arbeitet, sein Stachelnetz zu ordnen. Er weiß genau, was ich wissen will, und sagt langsam, als ob es ihn nicht besonders interessiert: »Das ist nichts Besonderes. Man nennt es: Das Schreckensgleichgewicht der Krebse.«

Rotgefleckt

Du bist Sammler, liebst die Farbe Rot und angelst gern. In deinem Wohnzimmer steht ein über zwei Meter langes Meerwasser-Aquarium. Alle von dir gefangenen Fische, die man als »rot« klassifizieren kann, sind hier versammelt, damit du dich an ihnen erfreuen kannst.

Im Laufe der Monate und Jahre sind hier insgesamt 43 Exemplare aus drei Unterfamilien und elf Gattungen zusammengekommen – darunter Rotpunktweise, Rotschwanzmakrelen, Rotstreifen-Lanzettfische und Rotdorn-Husarenfische.

Und so tanzen nun rote Schatten die Wände entlang, was dem Zimmer eine angenehm-freudige Atmosphäre verleiht.

Eines Tages gelingt es dir, am entlegenen Ostriff unter großer Anstrengung einen besonders kräftigen Rotflecken-Wolfsfisch an Bord zu ziehen.

Diese Sorte ist sehr selten, sie zeichnet sich durch einen sehr massigen Kopf und eine langgestreckte, beinahe flügelähnliche Brustflosse aus. Ihre steil aufragende Schwanzflosse erinnert an eine Axt. Ihr Körper ist auf eine

besonders effiziente Weise stromlinienförmig, und die roten Punkte darauf schweben funkelnd im Dunkeln wie rote Laternen.

Du freust dich sehr über diesen Fang, aber du weißt auch, dass Wolfsfische sehr aggressiv sind und sich meist aufführen wie Kriegerfische, die sämtliche Waffenschulungen der Shao-lin absolviert haben. Es ist gut möglich, dass dieses Exemplar den Frieden und die Eintracht im Aquarium gründlich stören könnte.

Andererseits wäre es jammerschade gewesen, diesen Fisch einfach wieder zurück ins Meer zu werfen, denn erstens sind Wolfsfische sehr selten, und zweitens ist dieser hier einfach zu prachtvoll, zu schön.

Nach einigem Zögern hast du ihn also behalten.

Der Glücksfall erfüllt dich mit Zuversicht – jedes Wesen hat schließlich seine eigene Art zu leben, und als Nachzügler kann man sich doch auch einmal ein wenig in Toleranz üben. Wenn sich alle erst einmal aneinander gewöhnt haben, dann sollte sich doch von selbst eine Art ökologisches Gleichgewicht, ein harmonisches Zusammenleben entwickeln.

Du lässt den Rotfleck-Wolfsfisch in das Aquarium hineingleiten, und er wartet zunächst, bis die Luftblasen verschwunden sind. Dann bewegt er sich zweimal auf der Stelle, so als wolle er sich dehnen und strecken. Anschließend beginnt er langsam das gesamte Aquarium zu durchschwimmen, wobei er soviel Kraft und Autorität ausstrahlt, als befände er sich auf einer Inspektionsreise durch sein Reich.

Mit seiner Ankunft beginnt das Aquarium zu leuchten.

»Respekteinflößend wie ein König ...«

Nicht nur das Aquarium, sondern das ganze Zimmer erstrahlt in einem neuen Glanz.

Du bist ganz außer dir vor Freude: »Genau dieser Schatz hat nicht nur dem Aquarium, sondern dem ganzen Raum gefehlt!«

Die anderen Fische halten sich an die Regeln und verstecken sich so schnell wie möglich. Und auch der Wolfsfisch verhält sich ganz so, wie es einem hohen Herrn gebührt – er bleibt stets auf Distanz zu den anderen.

Du betrachtest das alles zufrieden, und zwar noch eine ganze Weile lang, bis du sicher bist, dass alles in Ordnung ist; dann gehst du schlafen.

Am nächsten Morgen bemerkst du sofort, dass das Wasser im Aquarium ungewöhnlich trübe aussieht. Du begreifst sofort, dass es in der Nacht doch einige Unruhe gegeben haben muss.

Der Rotfleck-Wolfsfisch fällt sofort ins Auge. Majestätisch, geradezu

hochmütig ruht er genau in der Mitte des Aquariums, während sich alle anderen Fische an die Wände und in die Ecken drücken.

Als du feststellst, dass die Schar deiner Fische glücklicherweise immer noch so vielfältig und zahlreich wie zuvor ist, atmest du erleichtert auf.

Dann fällt dir auf, dass die sonst so agilen und eleganten Rotschwanzmakrelen und Rotstreifen-Lanzettfische überanstrengt wirken, so als hätten sie die ganze Nacht nicht geruht; sie verharren im zweiten Rundbecken, offenbar völlig übermüdet.

In der hintersten Ecke des äußersten Beckens verstecken sich einige Rotpunktweise und Rotdorn-Husarenfische, die eher zierlich gebaut sind und nicht sehr schnell schwimmen können.

Bei genauem Hinsehen bemerkst du, dass die ursprünglich hell leuchtenden roten Punkte auf der Haut dieser so schafszahmen Fische über Nacht ihre Farbe verloren haben, ja beinahe ganz verschwunden sind.

Aus der rotschillernden Pracht ist innerhalb nur einer Nacht, wie im Handumdrehen, ein merkwürdiges, trauriges Weiß geworden.

Du schaust nochmals genauer hin – nein, ihre Farbe ist nicht einfach nur verblasst, sie haben sich auch nicht gehäutet oder sich auf andere natürliche Weise verändert: Aber ihre tiefroten Brust- und Rückenflossen, die normalerweise wie sehr weite Jackenärmel hervorstehen, sehen jetzt aus wie vertrocknete, blätterlose, nackte Äste im tiefsten Winter.

Die Fische haben ihre rote Färbung restlos und innerhalb nur einer Nacht durch brutale Gewalteinwirkung und den dadurch erlittenen Schock verloren.

Die verletzten Fische – ohne Rückenflosse, ohne Brustflosse, ohne Farbe – sind nur noch Karikaturen, die sich zwar noch ungelentk bewegen, aber nicht mehr fortbewegen können.

Tiefbetrübt wird dir klar, welches Unheil der Rotfleck-Wolfsfisch angerichtet hat.

Schuldbewusst und hastig beginnst du, alle Fische im Aquarium durchzuzählen.

Eins, zwei, drei ... inklusive der Verletzten sind es 43.

»Was für ein Glück, keiner fehlt, ein paar sind halt ein bisschen unansehnlicher, aber das macht ja nichts, ist ja nicht so schlimm, jetzt wird sich sicher wieder alles beruhigen, und es kehrt Ruhe im Aquarium ein, und alle sind eine Familie.« Mit diesen Worten beruhigst du dich immer wieder: »Ist nicht so schlimm, macht nichts, Hauptsache es fehlt keiner.«

Vielleicht wolltest du einfach nicht wahrhaben, dass du am Abend zuvor einen neuen, ganz besonderen Fisch ins Aquarium gesetzt hast; aber vielleicht lassen auch einfach nur deine Rechenkünste zu wünschen übrig.

Bootsfahrt

Diese Bootsfahrt sollte man sich auf keinen Fall entgehen lassen.

Bei dem zum Auslaufen bereiten Bugflügelboot mit der Nummer FH-101 handelt es sich um das fortschrittlichste Modell dieser Art weltweit. Die Fahrt wird durch ein Meeresgebiet führen, das man »Geheimnisvolles großes Dreieck« nennt und das nur sehr wenige Menschen zu Gesicht bekommen haben. Darauf folgt die »Verschlossene Meerenge«, eine berühmte natürliche Barriere, und der Zielhafen trägt den Namen Wai-ting, »Entlegener Dreifuß«, wird aber auch als »vergessener Erdenwinkel« bezeichnet.

Nach ungezählten Schwierigkeiten war es dir doch noch am Vorabend der Abreise gelungen, eine der allerletzten Fahrkarten zu reservieren. Pünktlich zur Abfahrt gehst du an Bord.

Du freust dich sehr auf diese Reise voller Wunder, Überraschungen und Risiken.

Kaum verlässt das Boot sanft den Hafen, klappt es den vorderen Flügel aus. Dieser schneidet so in die Wellen hinein, dass eine Art Balance entsteht, und so gleitet das Boot ruhig und sicher wie auf Wolken dahin.

Nach sieben Tagen Fahrt über die ruhige, offene See hörst du eine Lautsprecherdurchsage: »Wir erreichen nun ein kaum zugängliches Gebiet, die sogenannte Verschlossene Meerenge. Im Interesse Ihrer eigenen Sicherheit bitten wir alle Passagiere, während der Durchfahrt Schwimmwesten anzulegen und sich auf dem Oberdeck zu versammeln. Außerdem bitten wir Sie, während der Durchfahrt nicht umherzulaufen oder zu sprechen.«

Gehorsam legen die Fahrgäste ihre Westen an und versammeln sich, ruhig und geordnet wie bei einem Manöver, auf dem offenen Oberdeck. Alle stellen sich an der Reling auf und warten auf die Durchfahrt.

Auch du befindest dich unter ihnen, ebenfalls mit einer Schwimmweste ausgerüstet, aber in etwas gedrückter Stimmung: Du hast jetzt schon so viele Reisen auf allen Weltmeeren unternommen, aber so strenge Regeln für das Verhalten an Bord hast du noch nie erlebt.

Dann bemerkst du, dass das Schiff seine Geschwindigkeit stark drosselt und sehr vorsichtig in den sehr schmalen Zugang zur Verschlossenen Meerenge einfährt.

Das Boot ist nur um ein wenig schmalere als die Fahrrinne, die rechts und links durch steil aufragende, völlig unbewachsene Felswände begrenzt wird. Dank des äußerst leistungsfähigen Bugflügels bewegt sich das Boot gleichmäßig und vorsichtig vorwärts, es tastet sich gewissermaßen Schritt für Schritt voran.

Sollte das Boot auch nur minimal vom Kurs abkommen und mit den Steilwänden kollidieren, käme es wahrscheinlich zu einer fürchterlichen Katastrophe.

Plötzlich ballen sich dunkle Wolken über dem Schiff, und es donnert ganz gewaltig.

Dann schlagen Blitze vor und hinter dem Schiff ein, rollen erneut Donnerschläge durch die Schlucht, werden von den Steilwänden zurückgeworfen und immer weiter verstärkt, bis es schließlich wie ein Dauerbeschuss durch schwere Artillerie klingt.

Und weiter donnern die Kanonen, ringsum gleißt wilder Feuerschein, das Wasser brodelt und schäumt – fast könnte man meinen, mitten in eine erbitterte Seeschlacht hineingeprescht zu sein.

Als nächstes ergießt sich ein heftiger Platzregen über das Boot, aber keiner der Passagiere wagt sich zu bewegen oder zu beschweren. Alle bleiben ruhig stehen und finden sich damit ab, völlig durchnässt zu werden.

Nun fällt dir auf, dass weiter vorne Kabel über der Schlucht hängen, deren Sinn und Zweck aber unklar bleibt. Ein Starkstromkabel neben dem andern, wie Lianen im Urwald, kreuz und quer zwischen den Steilwänden gespannt.

Der Mast des Bootes ragt 165 Meter in die Höhe. Der Kapitän lässt daher einige Matrosen auf das Dach des Steuerhauses steigen, die dann abwechselnd mit langen, isolierten Stangen die niedrighängenden Kabel hochheben. Auf diese Weise kommt das Schiff Zentimeter für Zentimeter vorsichtig voran.

Jedes Mal, wenn die Matrosen eines der Kabel über den Mast gehoben haben und es von ihrer Stange lassen, stoßen sie einen lauten Warnruf aus, damit die Passagiere auf dem hinteren Deck sich schnell ducken, um nicht von den herunterschwingenden, armdicken Leitungen getroffen zu werden.

Die Fahrinne ist immer noch sehr eng, es schüttet nach wie vor, und auch Donner und Blitze lassen nicht nach. Da das Boot den höchsten Punkt weit und breit darstellt, ist es eigentlich nur eine Frage der Zeit, bis der Blitz hier einschlägt. Die Passagiere sind so nass wie Flüchtlinge, die ins Wasser gefallen sind, und sie zittern auch aus Angst vor den herabsausenden Starkstromkabeln. Fliehen ist unmöglich, Verstecken auch, die Meerenge scheint unendlich und ausweglos.

Obwohl du panische Angst verspürst, schweigst du. Lamentieren wäre auch sinnlos – schließlich hast du doch alles getan, um an dieser Fahrt teilzunehmen.

Im Moment können die Passagiere nichts anderes tun, als sich an der

Reling festzuklammern und sich selber Durchhalteparolen zuzuflüstern. Bei dieser harten Prüfung heißt es jetzt: eisern durchhalten, durchhalten und nochmal durchhalten.

Unaussprechliche Reue.

»Ich hätte diese unsichere, unerfreuliche, hoffnungslose und ausweglose Reise keinesfalls antreten dürfen!« Du duckst dich schnell, um einem weiteren Stromkabel auszuweichen. Du bist völlig durchgeweicht, dir ist kalt, du hast Angst, du bist vollkommen verwirrt, und du zitterst am ganzen Körper.

Bevor du auch nur einmal tief durchatmen kannst, saust schon das nächste Kabel herab.

Diese Bootsfahrt sollte man sich auf keinen Fall entgehen lassen.

Bei dem zum Auslaufen bereiten Heckflügelboot mit der Nummer FY-103 handelt es sich um das fortschrittlichste Modell dieser Art weltweit. Die Fahrt wird durch ein Meeresgebiet führen, das man »Geheimnisvolles Dreieck« nennt und das nur sehr wenige Menschen zu Gesicht bekommen haben. Darauf folgt die »geöffnete Meerenge«, eine berühmte natürliche Barriere, und der Zielhafen trägt den Namen Ting-pien, »Neben dem Dreifuß«, wird aber auch als »vergessener Winkel des Universums« bezeichnet.

Die leidvollen Erfahrungen des letzten Ausflugs hast du offenbar schon wieder vergessen, und so ist es dir nach ungezählten Schwierigkeiten doch noch am Vorabend der Abreise gelungen, eine der allerletzten Fahrkarten zu reservieren. Pünktlich zur Abfahrt gehst du an Bord.

Und so freust du dich erneut sehr auf eine Reise voller Wunder, Überraschungen und Risiken.

Die Attraktion

Eine aus zahlreichen Strohdelfinen gebildete Zugformation ist wie eine Stromschnelle mitten im Meer; der von ihnen verursachte Wellengang erreicht noch die Küste vor dem Dorf.

Nachdem die Wächter den Delphinschwarm entdeckt haben, verbreiten sie sofort die Nachricht, woraufhin einige Fischer eilig in See stechen.

Draußen auf dem Meer sammeln sich die Boote zunächst an einem Punkt, auf den sich die Formation zubewegt, bilden dann eine lange Linie und dreschen mit eisenbeschlagenen Knüppeln auf das Wasser ein.

Schallwellen breiten sich unter Wasser sehr schnell aus, und so bemerken die Delphine sehr bald, dass sich direkt vor ihnen ein Hindernis akustisch bemerkbar macht.

Die Angst vor einer drohenden Gefahr zwingt den Schwarm zu einem raschen Schwenk.

Länge und Ausrichtung der Bootslinie sind so beschaffen, dass die Delphine bei einem Schwenk genau die Bucht des Dorfes ansteuern müssen.

Während sie dies tun, und zwar in großer Hast, folgen die Boote ihnen, wobei die Fischer immer noch aufs Wasser einschlagen. Dann ziehen die Männer einen immer engeren Halbkreis um den Schwarm.

Ein Delphin nach dem andern strandet schließlich in der kleinen Bucht vor dem Dorf.

Die übrigen Einwohner haben sich bereits vor dem Dorf versammelt – in den Händen lange Seile, in die Widerhaken eingearbeitet sind, und geschliffene Hackmesser. Jetzt gehen sie zum Strand hinunter und beginnen, die im flachen Wasser liegenden Strohdelphine zu erschlagen, einen nach dem andern.

Ein paar Männer jagen vom Boot aus mit Speeren die wenigen Delphine, die der Umzingelung entgehen konnten und nicht in die Bucht getrieben wurden. Wieder andere werfen lange Treibnetze mit Stacheln vor den Stränden aus, um auch noch die letzten Tiere des Schwarms zu erledigen.

Die blutige Jagd färbt die gesamte Bucht fischblutrot, erfüllt sie mit Lärm und Geschrei.

Im Laufe dieser Tage begibt sich Herr Wang, der Bürgermeister des Dorfes, mehrmals hinunter an den Strand, um den anderen Bewohnern zu ihrer reichen Beute zu gratulieren.

Als er an einem Haufen immer noch blutender und zuckender Delphine vorbeigeht, fällt ihm ein wahrscheinlich erst vor kurzem geborenes, kaum 60 Zentimeter langes Jungtier auf, das sich an den Körper seiner erschlagenen Mutter schmiegt.

Der Bürgermeister packt das Kleine am Kopf und am Schwanz, hebt es hoch über den Kopf und stößt einen lauten Schrei aus.

Wang war früher selber Fischer, und unter den Fischern dieser Insel ist es Tradition, das Beutegut auf diese prahlerische Weise herzuzeigen – ein vulgäres, archaisches Ritual, das den Geist des wahren Kriegers demonstrieren soll.

Ein ausgewachsener Delphin wäre wohl zu lang und zu schwer, um Herrn Wang die Ausführung dieses alten Brauchs zu erlauben.

Aufgrund seines Amtes konnte sich Herr Wang nicht persönlich an der Jagd beteiligen, aber dafür inspiziert er jetzt das Ergebnis. Mit dem Ritual feuert er die Dorfbewohner an und gratuliert ihnen gleichzeitig zu dem hart erarbeiteten Fang.

Wangs spontane Vorstellung erhöht allerdings, anders als gedacht, nicht etwa sein Prestige, sondern missglückt vollkommen.

Denn wer hätte erwartet, dass das vom Bürgermeister hochgereckte Delphinjunge plötzlich das Gesicht verzieht. Das naturgegebene Lächeln, die freundlichen Grübchen, der liebeliche Ausdruck, der Delphine zu den größten Attraktionen der Tierwelt macht, all das verwandelt sich in eine zähnefletschende Fratze der Wut.

Das weit geöffnete Maul des Kleinen zeigt mehrere Reihen messerscharfer Zähne – das Gebiss eines Wolfshais. Nun stößt er spitze Schreie aus, die an eine angreifende Kobra erinnern.

Die Schreie des kleinen Delphins übertönen das jagdliche Triumphgeheul des Bürgermeisters.

Wang blickt erstaunt nach oben und erschrickt. Gesicht, Zähne und Augen des kleinen Delphins sind die eines bösen Dämons aus einer anderen Welt.

Schnell wirft er den kleinen Körper von sich und stolpert ein paar Schritte zurück. Seine Knie geben nach, und er sinkt in den Sand, landet auf dem Hintern.

Immer weiter schiebt er sich rückwärts, ertastet sich mit ausgestreckten Armen den Weg, während sich sein Blick angsterfüllt auf den kleinen Strohdelfin richtet, den er von sich geworfen hat, der ihn immer noch anstarrt und durchdringend anschreit.

Die Beine des Bürgermeisters zittern stark, sein Mund ist weit geöffnet, und er atmet schwer. Für eine sehr lange Zeit bringt er kein Wort mehr hervor.

Falle

Das Meer hat dir ein reiches Festmahl bereitet.

Auf diesen Tag hast du lange gewartet. Die Angelausrüstung auf den Rücken geschnallt, begibst du dich zum Aussichtspunkt auf die Klippen. Es handelt sich um einen großen, U-förmigen Felsen, der bereits viele Narben von Steinabgängen trägt; er stellt die einzige Erhebung in der Umgebung dar.

Der vom Meer kommende Wind pfeift die Steilwand hinauf, die wie ein Trichter wirkt, und durchnässt sehr schnell deine flatternden Hosenbeine.

Die Steilwände der Klippen umschließen halbkreisförmig eine kleine, enge Bucht, in der zahlreiche kleine Felsen durch die Wasseroberfläche ragen. Welle um Welle schlägt an den Fuß des kleinen Plateaus. Das stetige Auf und Ab hat diesen Küstenabschnitt zerfurcht und erodiert.

Mit jeder Welle strömt Wasser in die zahllosen Gezeitentümpel unterschiedlicher Größe, die die starke Erosion unterhalb der Klippen gegraben hat.

Trotz des starken Wellengangs kann man vom Felsplateau aus die vielen Fische sehen, die in diesen Tümpeln hin- und herflitzen.

»Unglaublich!« Mit weit aufgerissenen Augen starrst du hinunter auf die Tümpel, und du spürst, wie Schweiß auf deine Handflächen tritt. Unbewusst murmelst du nochmals: »Unglaublich!«

Von Kindesbeinen an hast du dich im Gebrauch der Steinschleuder geübt, hast Pfeil und Bogen ebenso geliebt wie die Angelrute. Der Jagdinstinkt liegt dir derart im Blut, dass du den schieren Anblick von potentieller Beute in freier Wildbahn kaum aushältst.

»Diesen magischen Angelplatz hat der Ehrwürdige Himmel selbst erschaffen!« Jetzt kommt dir ein Gedanke, und du tastest dich langsam und vorsichtig abwärts, zur Bucht hin.

Bald findest du zu deiner eigenen Überraschung – »Der Himmel steht mir bei!« – tatsächlich einen sehr schmalen Pfad, der zum Fuß der Klippen führt.

Der Weg ist sehr steil und mit losem Geröll bedeckt, daher bewegst du dich seitlich und setzt die Füße über Kreuz, passt bei jedem Schritt sehr genau auf. So erreichst du recht schnell die Tümpel vor den Steilwänden.

»Unglaublich«, seufzt du mit Blick auf die munter schwimmenden Fische, während du mit geübten Griffen deine Anglerausrüstung bereitmachst.

Schnell den Köder auswerfen.

Aber all die Fische in diesem Tümpel spüren offenbar, aus welchem Grund auch immer, dass der Köder nur ein Schwindel ist, und weichen ihm aus.

So angelst du eine ganze Weile vor dich hin, aber die Fische schwimmen einfach weiter herum, und dein Eimer bleibt leer.

»Vielleicht liegt es am Köder?« Schnell holst du die Angel ein und befestigst ein Stück Bonitofleisch am Haken, das stark riecht und noch blutig ist.

Dann angelst du nochmals eine Zeitlang, und wieder ergebnislos.

»Vielleicht sind sie schon so verwöhnt, dass sie nur lebende Köder wollen?« Natürlich bist du auch darauf vorbereitet. Du nimmst ein kleines Netz aus deinem Rucksack und hast im Nu in einem der Nachbartümpel einige lebende Blaukrabben gefangen.

Aber selbst lebende Köder würdigen die Fische keines Blickes, geschweige denn, dass sie sie fräßen.

Stattdessen schwimmen sie munter weiter umher.

Bei all den Komplikationen vergeht die Zeit schnell, und eh du dich versiehst, setzt die Dämmerung ein.

Unkonzentriert packst du deine Angelsachen, deinen leeren Eimer und deinen mit Wut gefüllten Bauch zusammen, um geschlagen den Rückweg anzutreten.

Obwohl du eine ganze Weile die Steilwände absuchst, findest du den schmalen Pfad nicht mehr, den du vorhin herabgestiegen warst – er scheint sich wirklich in Luft aufgelöst zu haben.

Jetzt, zu Winterbeginn, wird es sehr schnell dunkel. Aber noch ist das Tageslicht nicht ganz verschwunden, also riskierst du einen Versuch, die Steilwände hinaufzuklettern.

Allerdings hast du nicht erwartet, dass die Felswände sich anfühlen wie vertrocknetes Gebäck, das bei der sanftesten Berührung sofort zerbröseln. Steine und Erdbrocken fallen mit einem scharrenden Geräusch hinab, manchmal lösen sich auch größere Bruchstücke. Du findest nirgendwo einen Halt.

Erst nach vielen vergeblichen Anläufen entdeckst du eine Baumwurzel, die aus dem Fels herausragt.

»Das ist die Rettung!«, ruft dir dein Herz zu.

Ganz fest hältst du diese Wurzel, als hättest du Angst, dass sie sich heimlich entfernen könnte, und ziehst dich an ihr hoch.

Dadurch aber löst sich die Wurzel vom Felsen, Stück für Stück, wobei es jedes Mal laut knallt und einen kleinen Steinschauer auslöst, so wie bei einer Stromleitung, die man aus einer dünnen Wand herausreißt.

»Egal ob Wurzel oder Kabel, Hauptsache Rettungsleine!« Du packst fest zu und stützt dich mit beiden Füßen an der Steilwand ab.

Aber nach nur zwei, drei Schritten kracht es gewaltig – die Wurzel ist gerissen und fällt in die Bucht. Du stürzt mit ihr und fällst auf den Rücken.

Die Schmerzen sind jedoch nicht das Problem – sondern dass es mitt-

lerweile fast völlig dunkel geworden ist. Damit schwindet auch die Hoffnung auf Rettung.

Aber dann, kurz bevor es vollkommen finster wird, entdeckst du mehrere eiserne Vorsprünge in der Wand, die offenbar direkt nach oben führen – eine im Stein angebrachte, anscheinend ganz stabile Leiter.

Die letzte Chance. »Himmel, steh mir bei!« Schnell ergreifst du eine Sprosse.

Aber schon beim ersten Zupacken zerfällt das Metall zu rostigem Staub, der wie feinsten Sand durch deine Finger rieselt.

Diese Treppe ist wie ein Trugbild, das nur bei Tag erscheint und sich bei Dunkelheit in Salz verwandelt, das mit dem Abendwind verweht.

Da der Abendwind jetzt stärker bläst, branden auch die Wellen heftiger heran. Außerdem steigt die Flut. Das Donnern der wilden, ungestümen Wassermassen dröhnt in deinen Ohren.

Du hast keine andere Wahl mehr, als dich ganz fest an die Felswand zu drücken, dein Atem geht schnell und dein Herz klopft wie verrückt, und du schaust hinauf zu dem schwarzen Plateau, das eigentlich nur etwa 30 Meter entfernt ist, derzeit aber für dich in unerreichbarer Ferne liegt.

Und nun erst begreifst du, dass dieser Ort eine Falle ist.

Alle Mühe ist umsonst.

Du wurdest festgesetzt, gefangengenommen.

Du selbst hast immer Fische mit Ködern gefangen, doch nun hat das Meer dich gefangen – mit den Fischen im Tümpel als Köder.

Der Landweg ist dir verschlossen, also drehst du dich um und stellst dich den Wellen, dem Meer.

In deiner Panik wird dir bewusst, dass man dieser U-förmigen Bucht nur entkommen kann, wenn man es ganz alleine mit dem Meer aufnimmt.

Aus dem taiwanischen Mandarin übersetzt von Thilo Diefenbach

Liao Hung-chi 廖鴻基 wurde 1957 in Hualien geboren und wuchs dort auf. Nach dem Militärdienst arbeitete er von 1980 bis 1988 in einer Zementfabrik, ebenfalls in Hualien. Während dieser Zeit begann er sich für die Hochseefischerei zu interessieren und übte sie nebenher auch aktiv aus. 1987 und 1988 arbeitete er in Indonesien, um dann wieder nach Taiwan zurückzukehren und sich für die erst kurz zuvor gegründete Demokratische Fortschrittspartei sowie für den Umweltschutz zu engagieren. Von 1992 bis 1996 arbeitete er hauptberuflich als Fischer, ab 1996 widmete er sich der Erforschung der ozeanischen Tierwelt. 1997 gründete er die Stiftung »Ozeanische Erziehung« 海洋文教基金會 (Hai-yang wen-chiao chi-chin-hui), die das Wissen der Allgemeinheit über das Meer,

seine Bewohner und seinen Schutz vermehren will. Seitdem ist er in unterschiedlichen Funktionen tätig, die aber immer mit dem Meer und mit Umweltschutz zu tun haben; u. a. gibt er an verschiedenen Universitäten Kurse zu diesen Themen. Liao ist geschieden und hat eine Tochter, die einige seiner Bücher illustriert hat.

1991 veröffentlichte er sein erstes literarisches Werk, das auch gleich den zweiten Platz im jährlichen Wettbewerb der *Chinesischen Zeitung* 中國時報 (Chung-kuo shih-pao) belegte. Alle seine in über 20 Büchern publizierten Werke verarbeiten seine Erfahrungen auf dem Meer; viele seiner Bücher sind regelrecht dokumentarisch – etwa *Leben und Welt der Wale* 鯨生鯨世 (Ching-sheng ching-shih, 1997) – und werden daher meist unter der Rubrik »Essays 散文« (san-wen) verbucht, in denen er allerdings immer wieder gerne erzählende Passagen verwendet. Wie effektiv diese Methode funktionieren kann, sieht man beispielsweise an »Fischblut 魚血« (Yü-hsüeh, 1998 veröffentlicht in *Das schwimmende Gefängnis* 漂流監獄 P'iao-liu chien-yü), wo Liao den Konflikt zwischen seinem Leben als Fischer und seinem Umweltbewusstsein beschreibt. Liao gilt heute in Taiwan als wichtiger Repräsentant der Meeresliteratur 海洋文學 (hai-yang wen-hsüeh) und der Naturbeschreibung 自然書寫 (tzu-jan wen-hsüeh; neben z.B. Syaman Rapongan 夏曼·藍波安, einem Ureinwohner vom Volk der Tao 達悟族, und Liu Ko-hsiang 劉克襄. Beide wurden im selben Jahr wie Liao Hung-chi geboren).

In zwei seiner Bücher, nämlich *Große und kleine Inseln* 大島小島 (Ta-tao hsiao-tao, 2015) sowie *Meereskinder* 海童 (Hai-t'ung, 2016), lässt er jedoch jede dokumentarische Absicht hinter sich und stattdessen seiner Phantasie freien Lauf, um kurze Allegorien zu verfassen. *Meereskinder* erschien bei Uniqueroute 有鹿文化 (Yu-lu wen-hua) in Taipeh (*Ozeandampfer* 郵輪 (Yu-lun), S. 21–26; *Rückkehr* 回家 (Hui-chia), S. 44–46; *Gleichgewicht* 平衡 (P'ing-heng), S. 72–73; *Rotgefleckt* 紅斑 (Hung-pan), S. 74–77; *Bootsfahrt* 航程 (Ch'uan-ch'eng), S. 112–115; *Die Attraktion* 明星 (Ming-hsing), S. 143–146; *Falle* 海阱 (Hai-ching), S. 177–181).

Von Liao liegen bereits einige Übersetzungen ins Englische vor (u. a. die Titelgeschichte aus *Meereskinder*), so etwa in den Nummern 8 und 41 der Reihe *Taiwan Literature English Translation Series*. Sein erstes Buch, *Die Fischer* 討海人 (T'ao-hai-jen; eigentlich besser wiederzugeben mit *Die vom Meere leben*) aus dem Jahr 1996, wurde außerdem ins Tschechische übersetzt.

Thilo Diefenbach

Su Shi

»Orte, die der Mensch berührt hat.«

Eine Auswahl vornehmlich früher Gedichte

和子由澠池懷舊

人生到處知何似？恰似飛鴻踏雪泥。
泥上偶然留指爪，鴻飛哪復計東西？
老僧已死成新塔，壞壁無由見舊題；
往日崎嶇還記否，路長人困蹇驢嘶。

Antwortgedicht auf Ziyous

»Erinnerungen an Mianchi«

Orte, die der Mensch berührt hat:
wie man sie vergleichen kann?
Nimm die Wildgans, die im Fluge
niedergeht auf Schnee und Schlamm.

Hier und da verbleibt ein Abdruck,
wo der Zufall sie hinlenkt;
sie fliegt weiter, ohne dass sie
jemals Ost und West bedenkt.

Längst ist tot der alte Mönch,
neu der Stupa hier entstand,
doch die Mauern sind verwittert
und die Schrift von einst verschwand.

Weißt du noch, wie holprig damals
unsre Reise hier verlief?
Lang der Weg und voller Mühsal –
und der lahme Esel rief ...

Quelle: *Dongpo ji* 東坡集 1, S. 1a.

Eine weitere deutsche Übersetzung liegt vor von Günther Debon in: *Mein Haus liegt menschenfern doch nah den Dingen. Dreitausend Jahre chinesischer Poesie*. München 1988, S. 262–263.

Mianchi bezeichnet einen kleinen Ort in der Provinz Hunan, den der Dichter im Jahre 1061 auf dem Wege nach Fengxiang passierte, wo er ein Amt anzutreten hatte. Eigenhändig merkt er an, dass sein Pferd unterwegs starb, so dass er die Reise auf einem Esel fortsetzen musste. Fünf Jahre vorher war er mit dem jüngeren Bruder Su Che, den er im Titel mit dem Beinamen Ziyou anspricht, schon einmal in Mianchi gewesen. Damals befanden beide sich auf dem Weg in die Hauptstadt, um an den Beamtenprüfungen teilzunehmen. Man hatte gemeinsam im dortigen Kloster bei einem Mönch übernachtet und auf der Wand eine Aufschrift hinterlassen, vermutlich in Form eines Gedichtes. Mit dem im fünften Vers genannten neuen Stupa ist die Grabstätte des Gastgebers gemeint.

歲晚三首

歲晚相與饋問爲饋歲。酒食相邀呼爲別歲。至除夜達旦不眠爲守歲。蜀之風俗如是。余官於岐下，歲暮思歸而不可得，故爲此三詩以寄子由。

饋歲

農功各已收，歲事得相佐。
爲歡恐無及，假物不論貨。
山川隨出產，貧富稱小大。
置盤巨鯉橫，發籠雙兔臥。
富人事華靡，彩繡光翻座。
貧者愧不能，微摯出舂磨。
官居故人少，里巷佳節過。
亦欲舉鄉風，獨唱無人和。

別歲

故人適千里，臨別尚遲遲。
人行猶可復，歲行那可追！
問歲安所之？遠在天一涯。
已逐東流水，赴海歸無時。
東鄰酒初熟，西舍豕亦肥。
且爲一日歡，慰此窮年悲。
勿嗟舊歲別，行與新歲辭。
去去勿回顧，還君老與衰。

守歲

欲知垂盡歲，有似赴壑蛇。
修鱗半已沒，去意誰能遮？
況欲系其尾，雖勤知奈何！
兒童強不睡，相守夜譁譁。
晨雞且勿唱，更鼓畏添搗。
坐久燈燼落，起看北斗斜。
明年豈無年？心事恐蹉跎。
努力盡今夕，少年猶可誇。

Jahresausklang

Die Sitte, einander zum Jahresausklang zu besuchen und mit Essbarem zu beschenken, wird als Neujahrsgabe (*kui sui*) bezeichnet; sich gegenseitig einzuladen und mit Speis und Trank zu bewirten, heißt Jahresabschied (*bie sui*); und wenn die Leute in der letzten Nacht des Jahres aufbleiben und bis zum Morgen nicht schlafen, sagen sie, sie wollten das »Jahr festhalten« (*shou sui*). Alle drei Dinge gehören in der Provinz Sichuan zum festen Brauchtum. Da ich derzeit einen Beamtenposten in Fengxiang bekleide und meine Pläne, zum Jahreswechsel nach Hause zurückzukehren, sich zerschlagen haben, brachte ich diese drei Strophen zu Papier, um sie meinem Bruder Ziyou zu senden.

Neujahrsgaben

Des Landwirts Ernte ist schon eingebracht,
von vielen Helfern ward sie eingefahren.
Kaum lässt die Freude sich gebühlich äußern:
Heut wird geschenkt – und keiner spricht von Waren.

Was Berg und Fluss an Köstlichkeiten bieten,
stellt, je nach Stand, als klein, als groß sich dar:
Mal liegt ein riesger Karpfen auf dem Teller,
mal ruht im Käfig auch ein Hasenpaar.

Den Reichen geht es stets um das Gepränge,
mit Prunk und Pracht gilt es das Aug zu blenden,
die Armen, ganz beschämt, das nicht zu können,
sie lassen es bei Schrot und Korn bewenden.

An meinem Amtssitz sind die Freunde rar
und in den Gassen ist das Fest verklungen.
So halte ich der Heimat Bräuche hoch
und stimme an – niemand hat mitgesungen.

Jahresabschied

Je weiter die Reise des Freundes reicht,
desto stärker beim Abschied das Zaudern und Zagen.
Der Menschen Reise Heimkehr verspricht,
doch die fliehenden Jahre, wie sie erjagen?

Du fragst, wo sind sie nur hin? Sie verlieren
ferne sich an des Himmels Rand,
folgen dem Laufe des Wassers nach Osten
ins Meer – zurück noch kein einziges fand.

Der Nachbar im Osten wärmt bereits Wein,
auch die Sau im westlichen Stall ist schon fett.
Der eine freudige Tag steht uns ins Haus
und macht all den Jammer des Jahres wett.

Darum nicht geseufzt, wenn das alte Jahr geht,
du wirst auch vom neuen bald wieder scheiden.
Vorbei ist vorbei, wende nicht mehr den Blick –
was dir noch bleibt, sind Alter und Leiden.

Das Jahr festhalten

Woran das schwindende Jahr nur erinnert?
An die Schlange, die schlüpft in den felsigen Spalt.
Halb ist der schuppige Leib schon verschwunden:
Fort, nichts wie fort! Wer geböte ihr Halt?
Selbst sie beherzt am Schwanze zu packen,
nützte wohl nichts: Sie entglitte alsbald.

Die Kinder mühen sich, ja nicht zu schlafen,
Lärm und Tumult herrschen rings um mich her.
Wenn doch am Morgen der Hahn nur nicht krähte,
das ständige Schlagen der Trommel nicht wär!
So sitze ich lang, bis der Docht längst verkohlt,
und schaue: schräg steht schon der Große Bär.

Das neue Jahr, wird es anders als andre?
In den Dingen des Herzens droht weiter Verdruss.
Darum heißt es den heutigen Abend auskosten –
wer jung ist, der prahle nach Laune und Lust!

Quelle: *Dongpo ji* 東坡集 1, S. 4a-4b.

Eine frühe deutsche Übersetzung des zweiten Gedichts von Alfred Forke findet sich unter der Überschrift »Abschied vom Jahr« in: *Dichtungen der T'ang und Sung-Zeit*. Hamburg 1929, S. 129–130. Englische Übersetzung des dritten Gedichts von Burton Watson in: *Su Tung-p'o. Selections from a Sung Dynasty Poet*. New York und London 1965, S. 16–19. Das zweite und dritte Gedicht hat Yu Yuanzhong übersetzt in: *Su Dongpo – A New Translation*. Hongkong 1982, S. 16–19. Die Anregung zur Übersetzung der kleinen Gedichtfolge verdankt sich Thomas Höllmann, der sie in seiner kürzlich erschienenen Anthologie *Unzertrennlich, sorglos und verrückt. Chinesische Gedichte über die Freundschaft* streift (Göttingen 2019, S. 122–123). Leider übersetzt er daraus nur vier Verse und liefert damit nicht mehr als ein Fragment ab.

春宵

春宵一刻值千金，花有清香月有陰。
歌管樓臺聲細細，鞦韆院落夜沉沉。

Frühlingsnacht

Frühlingsnacht: Glatt tausend Taler
wiegt die Spanne Zeit!
Blüten verströmen reinen Duft,
umwölkt von Schatten ist der Mond.
Gesang und Flötenspiel auf der Terrasse –
Klangfetzen von sehr weit,
im Hof schwingt eine Schaukel aus,
es wächst die Dunkelheit.

Quelle: *Dongpo houji* 東坡續集 2, S. 27a.

Der bekannte Vierzeiler fand sich zunächst nicht in Su Shis gesammelten Werken, sondern wurde in Wei Qingzhis 1244 erschienener Anthologie *Jadestaub der Dichter* überliefert und nachträglich der Werkausgabe hinzugefügt.

Es liegen mehrere deutsche Übersetzungen vor, u. a. von Alfred Forke, Albert Ehrenstein, Vincenz Hundhausen, Richard Wilhelm, Günter Eich und Günther Debon. Englische Übersetzung: Burton Watson (Übs.): *Su Tung-p'o. Selections from a Sung Dynasty Poet*. New York und London 1965, S. 24.

Die Messung der Tages- und Nachtzeit erfolgte im chinesischen Altertum mit Hilfe der Wasseruhr, deren Skala in der Regel hundert Abschnitte umfasste. Insofern deckt sich eine »Spanne Zeit« in etwa mit dem, was das Zeichen *ke* 刻 auch im modernen Chinesisch bedeutet, nämlich eine Viertelstunde. Die Schaukel verleiht den Versen einen leicht erotischen Touch. Es herrscht schließlich Frühling.

書鄢陵王主簿所畫折枝

論畫以形似，見與兒童鄰。
賦詩必此詩，定非知詩人。
詩畫本一律，天工與清新。
邊鸞雀寫生，趙昌花傳神。
何如此兩幅，疏淡含精勻。
誰言一點紅，解寄無邊春。

Aufschrift auf ein Stilleben mit Zweigen,
gemalt von Vizemagistrat Wang aus Yanling

Wer ein Bild nach Ähnlichkeit erörtert,
der betrachtet es mit Kinderaugen.
Wer um seiner selbst Gedichte schreibt,
der wird niemals zum Poeten taugen.

Ein Prinzip ist beiden Künsten eigen:
Meisterschaft verlangt auch Eigenart,
so wie Bian Luan seine Vögel zeichnet,
Zhao Chang seiner Blumen Geist bewahrt.

Doch dagegen diese beiden Bilder:
Welch ein schlichtes Ebenmaß hier waltet!
Kaum klingt glaublich, dass ein Tupfer Rot
unbegrenzt des Frühlings Pracht entfaltet.

Quelle: *Dongpo ji* 東坡集 16, S. 10b.

Es handelt sich hier um das erste von zwei Gedichten. Daher ist von zwei Bildern die Rede. Englische Übersetzungen von Burton Watson in: Burton Watson (Übs.): *Su Tung-p'o. Selections from a Sung Dynasty Poet*. New York und London 1965, S. 109 sowie Charles Jen in: *The Poetry of the Eastern Slope. A Selected Translation of Poems, Ci & Prose Works by Su Shi*. Shanghai 2008, S. 42–43. Günther Debon hat nur die ersten vier Verse übersetzt in: *Mein Weg verliert sich fern in weißen Wolken. Chinesische Lyrik aus drei Jahrtausenden*. Heidelberg 1988, S. 182.

Bei Bian Luan und Zhao Chang handelt es sich um zwei namhafte Maler, die im späten 8. bzw. frühen 11. Jahrhundert gelebt haben. Bian Luan malte vornehmlich Blumen, doch nur ein einziges signiertes Alburnblatt von ihm ist erhalten. Zhao Chang galt als ein Schüler von Teng Changyou, der für seine Darstellungen von Blumen und Vögeln bekannt war. Einige wenige seiner Gemälde sind erhalten.

汲江煎茶

活水還將活火烹 自臨釣石汲深清
大瓢貯月歸春甕 小杓分江入夜瓶
雪乳已翻煎處腳 松風仍作瀉時聲
枯腸未易禁三椀 臥聽山城長短更

Ich schöpf aus dem Strom und bereite Tee

Lebendiges Wasser verlangt danach,
auf lebendigem Feuer bereitet zu sein;
um rein es aus der Tiefe zu holen,
begeb ich mich selber zum Angelstein:

Schöpfe mit großer Kelle den Mond
und berg ihn im Frühlingfass,
verteile mit kleinem Löffel in nächtliche
Krüge des Stromes Nass.

Das Wasser siedet, schon wirbeln im Schaum
des Tees aufquellende Blätter,
das Wasser brodeln, ein Rauschen kommt auf
wie von Föhren in stürmischem Wetter.

So trüb die Gedanken, da konnt ich mir kaum
drei Schalen davon versagen:
nun sitz ich und hör in der öden Stadt
beständig die Stunden schlagen.

Quelle: *Dongpo houji* 東坡後集 7, S. 1a.

Englische Übersetzung: Burton Watson (Übs.): *Su Tung-p'o. Selections from a Sung Dynasty Poet*. New York und London 1965, S. 131.

Die Zubereitung des Tees wurde seit der ausgehenden Tang-Zeit sorgfältig verfolgt und in einer Reihe von Traktaten, von denen Lu Yü »Klassiker des Tees« (*Cha jing* 茶經) der bekannteste ist, ausführlich dargestellt. Dabei kam der Auswahl des Wassers und der Regulierung des Feuers besondere Bedeutung zu. Es entstanden beispielsweise Ranglisten von Brunnen, die für Teewasser besonders geeignet waren, und die Bläschen, die das Wasser beim Erhitzen aufwarfen, wurden in Dutzenden teils recht origineller Bilder (»Fischaugen«, »Wellenkronen«) beschrieben. Zudem findet sich das Phänomen der Schlaflosigkeit nach reichlichem Teegenuss hier beschrieben.

Das Gedicht entstand im Jahre 1100, als der Dichter sich in der Verbannung auf der

Insel Hainan befand. Die trüben Gedanken des vorletzten Verses kommen also nicht von ungefähr. Einige Manierismen weisen das Gedicht als ein typisches Alterswerk aus. Der Übersetzer hat sie bewusst belassen, auch wenn mancher deutsche Leser sich fragen mag, was Ausdrücke wie »Frühlingsfass« (*chunweng* 春甕) oder »nächtliche Krüge« (*yeping* 夜瓶) wohl bedeuten mögen. Sind die genannten Gegenstände im Herbst bzw. tagsüber keine Gefäße mehr? Burton Watson windet sich aus der Bredouille, indem er im zweiten Verspaar von »spring moon« und »night stream« spricht, die Attribute also verlagert. Darf der Übersetzer sich eine solche Eigenmächtigkeit erlauben?

荔枝歎

十里一置飛塵灰，五里一墩兵火催。
顛坑僕谷相枕藉，知是荔枝龍眼來。
飛車跨山鶴橫海，風枝露葉如新採。
宮中美人一破顏，驚塵濺血流千載。
永元荔枝來交州，天寶歲貢取之涪。
至今欲食林甫肉，無人舉觴酌伯遊。
我願天公憐赤子，莫生尤物爲瘡痍。
雨順風調百穀登，民不飢寒爲上瑞。
君不見，武夷溪邊粟粒芽，前丁後蔡相寵加。
爭新買寵各出意，今年鬥品充官茶。
吾君所乏豈此物，致養口體何陋耶？
洛陽相君忠孝家，可憐亦進姚黃花。

Der Jammer um die Lychee-Früchte

Wie wirbelt und fliegt der Staub in die Höh –
zehn Meilen zur nächsten Station!

Wie heftig drängen des Krieges Feuer –
fünf Meilen zur nächsten Bastion!

Wo in den Gruben die Leichen sich türmen
wie nach geschlagener Schlacht,
weiß jeder, Lychee und Drachenaugen
enthält die eilige Fracht.

Die Wagen jagen über die Gipfel,
wie der Habicht das Meer überbrückt,
die Zweige sind vom Tau noch so feucht,
als wären sie frisch gepflückt.

Nur um den Preis eines winzigen Lächelns
der Schönen im Palast
wirbelt der Staub und spritzt das Blut –
schon tausend Jahre geht das.

Tief aus dem Süden bezog man die Früchte
früher, zu Zeiten der Han,
fern aus dem Westen, aus Sichuan,
später, zu Zeiten der Tang.
Linfu, den wollten die Menschen noch heut
vor Hass am liebsten verspeisen,
wer aber hat jemals den Becher erhoben
um Tang Qiang zu preisen?

Ach, wenn die himmlischen Mächte nur
ein wenig barmherziger wären
und brächten nicht Delikatessen hervor,
die mit Wunden erkaufte sind und Schwären!
Bei pünktlichem Regen und günstigem Wind
die Früchte des Feldes gedeihn –
niemand soll hungern, niemand soll frieren:
das muss die Maxime sein.

Sieh nur, die zarten Triebe des Tees
von den Hängen des Wuyi, ein kostbar Gut,
zunächst war es Ding Wei, dann Cai Xiang,
die erhoben sie zum Tribut.
Im ständigen Wettstreit neuer Ideen
ward nach Gunst gegiert,
was heut als erlesenste Sorte galt,
blieb für den Hof reserviert.

Ist unser Herrscher denn angewiesen
auf derlei schnöde Dinge?
Nichtswürdig, wenn es allen dabei
um den Gaumenkitzel ginge!
Luoyangs Minister, der stammt doch wohl
aus ehrenwertem Haus:
dass er jetzt auch gelbe Päonien schickt –
was für ein Jammer, welch Graus!

Original: *Lizhi tan* 荔枝歎 : *Dongpo houji* 東坡後集 5, S. 5a-5b.

Obwohl das vorliegende Gedicht so deutlich wie kaum ein anderes Werk Su Shis Kritik an den politischen und sozialen Zuständen der Zeit äußert, liegen bisher noch keine vollständigen Übersetzungen vor. Auch in den Monographien von Lin Yutang und Ronald C. Egan wird das Gedicht erstaunlicherweise übergangen.

Was der Dichter kritisiert, ist die im kaiserlichen China über Jahrhunderte geübte Praxis, bestimmte landwirtschaftliche Produkte von besonders erlesener Qualität wie Tee, Früchte oder auch Blumen als Tribute an den Kaiserhof zu senden, wobei die Absender hofften, sich die Gunst des Herrschers erkaufen zu können. Für diese Anstrengungen mussten sowohl die Bauern als auch die Kuriere einen hohen Preis zahlen. Besonders Yang Guifei, die Nebenfrau von Kaiser Xuanzong (reg. 712–756), war berüchtigt für ihre Vorliebe für die Lychee-Früchte. Um ihre Laune zu befriedigen und ihr »ein Lächeln zu entlocken«, wurden die Express-Boten eingesetzt, die sonst nur für die wichtigen staatlichen und militärischen Aufgaben vorgesehen waren.

Die Poststationen (*zhi* 置) lagen für gewöhnlich 10 chinesische Meilen (etwa 5 km) auseinander, während alle 5 Meilen eine befestigte Stellung (*hou* 堠) vorgesehen war. Hier konnten die Pferde gewechselt werden. Allerdings waren riesige Entfernungen zu überwinden. Es ist überliefert, dass für die am Ende genannten gelben Päonien, die nur von Luoyang nach Kaifeng geschickt wurden, ein Tag und eine Nacht nötig waren. Die Blumen wurden in feuchte Salatblätter eingeschlagen und die Behälter versiegelt, um auf dem Transport nicht beschädigt zu werden. Der Tee aus der Provinz Fujian wurde zu runden Laiben gepresst, die das Drachensiegel zierte. Daher rührt der Ausdruck *longtuan* 龍團 (»Drachenkumpen«). Der für den offiziellen Gebrauch bestimmte Tee wurde als »Beamtente« (*guan cha* 官茶) bezeichnet.

Mit dem *Habicht* dürfte weniger ein Vogel als der besondere Typ eines Schiffes gemeint sein, der seit der Tang-Zeit unter dem Namen *haihu* 海鵠 (»Seehabicht«) bekannt ist. Der Sinn des Verses verändert sich allerdings kaum, wenn man unter dem Wort einen schnell fliegenden Raubvogel versteht – auch wenn unwahrscheinlich scheint, dass ein solcher über das Meer fliegt.

Li Linfu (gest. 752) gehörte zu den großen Bösewichten am Hofe des Tang-Kaisers, der die Ausschweifungen von Yang Guifei begünstigte. Angeblich trug er »Honig auf den Lippen, im Herz aber ein Schwert«. Tang Qiang hingegen soll während der Ära Yongyuan (89–105) den Kaiser durch eine Eingabe dazu bewegt haben, auf die Zusendung der Lychee-Früchte zu verzichten, um die Lasten der Bevölkerung zu mindern.

Wuyi benennt ein Mittelgebirge in der Provinz Fujian, an dessen Hängen auch heute noch einige der besten Teesorten Chinas gedeihen. Laut einer Anmerkung, die Su Shi selbst seinem Gedicht anfügt, war es Ding Wei (966–1037), der die Tradition der Tee-Tribute begründete, während der einflussreiche Cai Xiang (1012–1067) sie wenig später noch ausbaute.

Auch mit »Luoyangs Minister« nimmt der Dichter einen Zeitgenossen ins Visier. Gemeint ist nämlich der ehrgeizige Qian Weiyan (gest. 1033), der sich auch als Kalligraph und Dichter einen Namen machte. Indem er von Luoyang aus regelmäßig Tribute in Form erlesenster Päonien-Blüten an den Hof übersandte, soll er versucht haben, sich bei Hofe einzuschmeicheln.

Zur Geschichte und Bedeutung dieser Blume, welche die Chinesen als die Königin unter den Blumen bezeichnen, hat Ouyang Xiu einen aufschlussreichen Traktat mit dem Titel *Luoyang mudan zhi* 洛陽牡丹志 hinterlassen, auf den Joseph Needham in seinem Werk *Science & Civilisation in China* ausführlich zu sprechen kommt (Band VI:1, S. 394–409).

Aus dem Chinesischen übersetzt von Volker Klöpsch

Su Shi (1036–1101), bekannter unter seinem Beinamen Su Dongpo, gilt als der bedeutendste und einflussreichste Literat der Song-Zeit. Wie der Vater Su Xun (1009–1066) und der Bruder Su Che (1039–1112) wird er zu den »Acht Prosameistern der Tang und Song« gerechnet, doch kommt der umfangreichen Lyrik (sowohl *shi* als auch *ci*) kein minderer Rang zu. Daneben galt er als bedeutender Kalligraph und Maler. Su Shi pflegte eine klare, verständliche Sprache und bewies sowohl im literarischen Werk als auch im politischen Wirken einen wachen, aufklärerischen Geist. Dass Lin Yutang seine Biographie des Dichters *The Gay Genius* benannte, bezeugt die Heiterkeit und die Offenheit, die seinen Charakter auszeichneten.

V. K